Die Stadt auf Reisen.

Eine Groteske von Paul Scheerbart.

Mr. Cashling aus Chicago erschien im April 1909 in Berlin und regte sehr bald die Berliner Automobil-Industrie auf. Er wollte durchaus ganz besondere Automobile haben — solche, die sich rasch auseinander nehmen lassen.

Man wußte anfänglich nicht recht, was man mit dem Herrn anfangen sollte, denn er wollte nicht sagen, warum die Automobile zum Auseinandernehmen gebaut werden müßten. Er schwieg viel, hatte viel Geld und ließ mehrere Firmen für sich experimentiren. Er bezahlte alles baar und war immer sehr unzufrieden. Natürlich — Räderwerk und Motor blieben immer unberührt, aber der Wagen auf den Rädern erhielt immer abenteuerlichere Formen, sah bald wie ein Thurm, bald wie ein langes Schiff aus.

Diese unverständlichen Experimente entdeckte eines Tages ein Herr Schmidt, der ziemlich ungebildet war, doch durch eine Erbschaft ein beträchtliches Vermögen bekommen hatte. Dieser Herr Schmidt wollte sein Vermögen noch vergrößern, und zu diesem Zwecke wurde er bald mit Mr. Cashling bekannt.

Bei Austern und Champagner versuchte es Herr Schmidt, den Mr. Cashling auszuforschen.

„Was sind Sie eigentlich?" fragte Herr Schmidt.

„Architekt", erwiderte Mr. Cashling.

„Aha," fuhr nun Herr Schmidt fort, „und da lassen Sie merkwürdige Automobile bauen. Sie schweigen natürlich. Sie wollen nicht sagen, wozu Sie die Dinger gebrauchen möchten. Ich aber möchte mit Ihnen ein gutes Geschäft machen. Um Spielerei kann sich's ja hier nicht drehen. Wissen Sie auch schon, daß ich Sie vollkommen durchschaut habe?"

„Nein," versetzte Mr. Cashling, „das ist mir ganz neu."

„Nun," fuhr Herr Schmidt fort, „da Sie Architekt sind, können Sie die Automobile doch nur zu Bauzwecken benutzen wollen. Sie wollen fahrbare Häuser herstellen. Das ist meine Meinung. Die Firmen werden aus Ihnen nicht klug. Und ich muß lachen, daß sie das nicht sehen, was doch so nahe liegt. Sie sind Architekt, das besagt Alles. Fahrbare Häuser werden sicherlich sehr bald viel begehrt sein. Damit läßt sich ein großes Geschäft machen. Ich bin bereit, Ihnen größere Summen zur Verfügung zu stellen, wenn Sie gestatten, daß ich mich mit fünfzig Prozent am Gewinn betheilige."

„Mr. Cashling trank ruhig sein Glas aus, goß sich ein neues ein, und sagte kurz:

„All right! Kann geschehen. Sie haben mich erkannt."

Da rieb sich Herr Schmidt die Hände und war ganz stolz, daß es ihm gelungen war, den schweigsamen Amerikaner zu durchschauen. Der aber lachte ganz vergnügt und sagte nach einer guten halben Stunde:

„Lieber Herr Schmidt! Mit dem Erkennen ist es immer eine windige Sache. Man glaubt oft, man hätte was erkannt, und man muß doch immer wieder einsehen, daß alles Erkennen nur Stückwerk ist. Sie haben recht, wenn Sie sagen, daß ich fahrbare Häuser herstellen möchte. Aber ich will ja noch viel mehr. Ich will die Stadt auf Reisen schicken. Fast alle Menschen — besonders die großen Herren — sind heutzutage immerzu auf Reisen. Die brauchen eigentlich garnicht mehr einen festen Wohnsitz. Das müssen Sie doch zugeben, nicht wahr?"

Herr Schmidt sagte feierlich:

„Das leuchtet mir ein. Fahrbare Häuser stellen schon eine ganz hübsche Idee dar, aber fahrbare Städte sind einfach großartig. Das ist das, was unserer Zeit fehlt. Sie können der Mann des Tages werden. Ich freue mich, daß ich Sie kennen gelernt habe; mit Ihnen läßt sich ein Geschäft machen — ein glänzendes, großartiges Geschäft."

Mr. Cashling wurde danach ganz ernst, und er sagte nur:

„Herr Schmidt! Sie kennen ja Amerika noch nicht. Dort giebt es schon fahrbare Städte. Es ist kein Scherz; Sie können mir's glauben."

„Donnerwetter!" rief Herr Schmidt, „was Sie sagen! Das weiß ja hier noch kein Mensch. Ich habe davon noch niemals in einer Zeitung gelesen."

„Ja," fuhr nun Mr. Cashling fort, „in den Zeitungen steht auch das Wichtigste sehr selten. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich schon eine fahrbare Stadt gebaut habe. Dreihundert Automobile konnten hundert Häuser fahren. Hundert Häuser stellen ja noch nicht eine größere Stadt vor — aber es ist doch ein Anfang gemacht. Jetzt will ich die Idee im Großen ausführen. Ich möchte tausend Häuser fahrbar machen — auf dreitausend Automobilen.

Herr Schmidt hörte aber nicht mehr mit voller Aufmerksamkeit zu, er war von der Idee so berauscht, daß er gar nicht mehr ordentlich zuhören konnte, Mr. Cashling mußte alles drei bis vier Mal sagen.

Aber im Mai 1909 hatte die Idee des Mr. Cashling bereits ganz feste Formen bekommen.

Nur eins war sehr böse: Herr Schmidt kümmerte sich um alles und brachte jeden Tag neue Ideen herbei. Mr. Cashling war aber an einen derartigen Sozius nicht gewöhnt; er pflegte stets ganz selbstständig zu handeln — und so kam's täglich zu heftigen Auseinandersetzungen. Mr. Cashling sagte öfters:

„Herr Schmidt! Ich bin kein Phantast. Ich bin ein ganz real denkender Architekt und ein solider Kaufmann. Sie aber sind weder Architekt noch Kaufmann. Sie sind nur Rentier."

Darüber ärgerte sich Herr Schmidt natürlich mächtig; und dazu hatte er nach seiner Meinung ein Recht, denn er meinte es wirklich sehr gut mit Mr. Cashling — leider peinigte er ihn in schrecklicher Art.

So kam Herr Schmidt eines Tages mit folgendem Plan:

„Mr. Cashling," sagte er nervös, „unsere Stadt muß auf Reisen auch ein Rathhaus haben mit hohen Thürmen. Dafür können wir ruhig zehn Wagen gebrauchen. Es muß doch ein Versammlungslokal da sein. Das könnte ja gleichzeitig als Restaurant verwerthet werden. Das müßte immer in der Mitte der Stadt stehen — mit Terrassen. Und höher liegen müßten die Terrassen, so daß man von dort aus über die ganze Stadt hinwegsehen kann. Wenn auch der Aufbau des Rathhauses mit Zentralrestaurant etwas mehr Zeit in Anspruch nimmt. Das schadet doch nichts."

Mr. Cashling wurde nach dieser Rede sehr grimmig:

„Herr Schmidt," rief er heftig, „wir müssen das Wesentliche im Auge behalten und nicht lächerliche Nebensächlichkeiten erörtern, bevor wir noch nicht die Hauptsache festgelegt haben. Die erste Hauptsache ist, schallbämpfende Wände zu besitzen, die ein Minimalgewicht besitzen. Dann müssen wir die Gasanlagen mit flüssigem Gas so anlegen, daß alles feuersicher im Hause ist. Außerdem haben wir noch für elektrisches Licht zu sorgen. Und dann muß alles in einer halben Stunde fix und fertig da sein. In Amerika war das alles nicht da. Höchst unpraktische Städte mit tausend Unbequemlichkeiten auf die Reise schicken — das kann schließlich jeder —das ist keine Kunst. Wir brauchen übrigens auch praktische Ladeneinrichtungen. Und — dann: transportable Gartenarrangements mit Töpfen und Kästen sind auch nöthig. An Ihren Rathsthurm können wir noch nicht denken . Das müssen Sie doch einsehen, nicht wahr?"

Das sah Herr Schmidt aber nicht ein; er ärgerte sich.

Währenddem gingen dem Mr. Cashling die Gelder aus, und er mußte Herrn Schmidt mehr als bisher in Anspruch nehmen, worüber der sich auch wieder ärgerte — da er doch bei der Sache mitsprechen wollte und seine Ideen durchaus nicht für nebensächlich hielt.

Und nachdem Herr Schmidt größere Summen gezahlt hatte, kam er wieder mit neuen Plänen zu Mr. Cashling und sagte:

„Die Häuser unserer fahrenden Stadt müssen auch telephonisch miteinander zu verbinden sein. Es ist doch immerhin damit zu rechnen, daß sich unsere Stadt zwei bis drei Monate in einer hübschen Gegend aufhält. So rasch braucht doch das Weiterfahren nicht arrangirt zu werden. Außerdem müßten wir auch an Planirung der Straßen denken. Man kann doch die Stadt nicht so einfach auf eine Wiese stellen. Mindestens müßten doch leichte Holzbrücken den Verkehr auf den Straßen erleichtern."

Da wurde Mr. Cashling so furchtbar heftig, daß er sein Reißzeug auf die Erde warf, seinen Zylinder mit einem Hammer zerschlug, Tiche und Stühle umwarf, und schließlich davon rannte. Am nächsten Tage kam er nicht wieder, Herr Schmidt saß da und wußte nicht, was er jetzt anfangen sollte.

Und nachdem Herr Schmidt bis Ende Juli vergeblich gewartet hatte, ärgerte er sich noch mehr als vordem und löste plötzlich das ganze Geschäft auf, verkaufte alles und fuhr nach London.

Mr. Cashling fuhr nach Ostasien.

Schlimm!

Frau Meier: „Wie geht's denn dem jungen Arzt, der bei Ihnen wohnt? Hat er schon Praxis?"

Frau Geyer: „Ach, schlecht. — Erst hatte er nur seine Freunde zu Patienten —"

Frau Meyer: „Nun und jetzt?"

Frau Geyer: „Jetzt hat er auch keine Freunde mehr."

Eine interessante Fahrt durch die Rheingegend.

Von Karl Eugen Schmidt.

Auf dem Drachenfels wäre ich um ein Haar vor Neid geplatzt. Da erkannte ich in einem jungen Burschen, der halb wie ein Zigeuner, halb wie ein Tiroler aussah und mit zwei etwas älteren, auf gleiche Weise ausgestatteten Freunden den Berg erstieg, den fünfzehnjährigen Sohn meines Freundes. Sogar eine Guitarre schleppten diese Rucksackburschen mit, und so wollten sie den ganzen Rhein bis nach Mainz, die Thäler der Ahr, Mosel und Nahe durchwandern. Ich hatte die größte Lust, Weib und Kind im Stich zu lassen, gleichfalls den Rucksack zu schultern und mich den jungen Wandervögeln anzuschließen. Aber so ohne weiteres wäre das doch nicht gegangen: erst hätte ich mir den Bart abschneiden, die kahle Stirn mit blonden Locken bevölkern, die grauen Schläfenhaare neu färben müssen, und auch das hätte nicht genügt; die Hauptsache wäre gewesen, das langsame und trübe, zähe und dicke Blut durch das junge, frische, quecksilberne der Jugend zu ersetzen, von fünfzig zu fünfzehn Jahren zurückzukehren, — da liegt der Hund begraben, der Hund, den Niemand zu neuem Leben aufwecken kann, auch nicht eine Rheinreise, der Anblick jugendlustiger Wanderer und die Erinnerung an die Zeit, wo wir selbst mit Stab und Ränzel diese Wege gezogen sind. Im Gegentheil! Schaudernd fällt es uns auf's Herz, wie lange das schon her ist, wie abscheulich alt wir sind, und wie uns hinfort bald nur noch der warme Platz hinter dem Ofen gehören und geziemen wird.

In jungen Jahren ich wandern thät,
Das däuchte mir so süß.
Die Zeit zu verbringen, früh und spät,
Behagte mir nichts wie dies. —
Doch ach, das Alter mit schleichendem Tritt
Hat mich gepackt mit der Faust
Und hat mich hinweg aus dem Lande geschifft,
Als hätt' ich da nimmer gehaust!

Vielleicht ist dieser Altersunterschied mit daran schuld, daß ich heuer so manches zu nörgeln fand, wo ich früher eitel Freude und Lust fühlte. Es kommt mir so vor, als ob der Rhein allmählich wie die Riviera zu einer Rastapolis wurde. Eine der alten Ruinen nach der andern wird von einem reichen Manne aufgekauft und ausgebaut. Als ich vor dreißig Jahren des Weges zog, war das nur mit dem Stolzenfels bei Coblenz und mit dem Rheinstein bei Bingen der Fall; jetzt kann man weit schneller die unbewohnten Burgruinen als die wiederhergestellten Schlösser aufzählen. Der Drachenfels selbst ist zwar nicht wieder aufgebaut worden, aber in halber Höhe des von den verfallenen Mauern gekrönten Berges hat ein schrecklicher Mensch die sogenannte Drachenburg erbaut, und weiter aufwärts am Stamme haben sich fast alle die epheuumsponnenen, überaus malerischen und reizvollen Burgtrümmer in fungelnagelneue Raubritterschlösser verwandelt, deren einziger Fehler darin besteht, daß sie ihre protzigen Zinnen und Thürme am Rheine, statt am Hudson emporrecken. Denn es ist recht schön, wenn ein reicher Amerikaner, dem Lande seiner Herkunft eingedenk, sich am Hudson eine mittelalterliche Ritterburg erbauen läßt; aber es ist abscheulich, wenn man am Rheine eine wirkliche und wahrhaftige Ritterburg in ein modernes Protzenschloß verwandelt. Das braucht nur noch zehn oder höchstens zwanzig Jahre lang so fortzugehen, und der Rhein hat einen sehr wesentlichen Theil seines Reizes eingebüßt.

So nebenbei kommt man dann dazu, der braven Franzosen dankend zu gedenken, welche dem deutschen Namen mir entfallen ist, und der dort oben unter dem Titel „Bibliothekar" sein otium cum dignitate gefunden hatte. Wahrscheinlich sind diese schönen Strome diesen Hauptreiz verliehen haben. Wären die Rathgeber Ludwigs XIV. nicht auf die wahnwitzige Idee gekommen, das deutsche Rheinufer müsse zur Wüste gemacht werden; hätten sie nicht im Verlaufe dieses Gedankenganges die sämmtlichen Burgen am Rhein und in seinen Nebenthälern zerstört; niemals wäre diese Gegend zum eigentlichen Vaterlande der Romantik geworden. Jetzt aber sind die reichen Fabrikherren vom Niederrhein an der Arbeit; sie kaufen schon seit vierzig Jahren die alten Ruinen auf und lassen sich von irgend einem akademischen Baumeister eine mittelalterliche Burg hinstellen, wie sie im Baukasten steht.

Ehe man nach Neuwied und Andernach kommt, erblickt man die Burg Rheineck, die dem heutigen Reichskanzler gehört. Auch sie ist ausgebaut, aber nicht im neuern Protzenstil, sondern das Schloß ist wohl überhaupt erst hundert Jahre alt. Ich erinnere mich, daß ich vor dreißig Jahren oben war und einen Jubelgreis der Dichterkunst besuchte, dessen nen Zeiten, wo man ausgedienten Poeten derartige romantische Zufluchtsstätten einräumte, jetzt vorbei. Sollte es aber noch irgendwo einen Burgbesitzer geben, der einen Ehrenbibliothekar braucht, so möchte ich mich der geneigten Berücksichtigung empfehlen. Ich bin zwar kein professioneller Dichter, kann aber im Nothfall recht nette Reime machen und erbiete mich, zu allen Verlobungen, Hochzeiten, Kindtaufen usw., die in der Familie meines Gönners und Brotherrn nöthige Poesie zu liefern.

Auch gegenüber auf der Burg Hammerstein, die sonderbarer Weise noch keinen Erneuerer gefunden hat, bin ich in meiner Jugend oft gewesen, und die ganze Gegend von hier bis hinauf nach Bingen und noch ein Stück weiter ist mir wohlbekannt. Als der Dampfer am Schloßgarten von Neuwied vorüberfuhr, gedachte ich der absperrenden Drahtzäune am Drachenfels: es ist doch richtig: noblesse oblige. Wo ein altadliger Herr sitzt, läßt er den gewöhnlichen Sterblichen an seiner Herrlichkeit theilnehmen und hat nichts dagegen, wenn die Fremdlinge in seinem Parke herumlaufen. Der emporgekommene neugebackene Schloßbesitzer aber kennt solche Rücksichten nicht, Burg, Berg Wiese und Wald sind sein, und er allein hat das Recht, sich ihrer zu erfreuen. Er verhunzt nicht nur die alte malerische Ruine durch den neuen Protzenbau, sondern obendrein umgiebt er Wald und Berg mit einem Stacheldraht und kommt sich noch äußerst gnädig und großmüthig vor, wenn er dem Touristen hie und da einen Weg zu einem Aussichtspunkt freigiebt. Alles in allem denkt man, daß es Zeit wäre für die Franzosen, wieder einmal an den Rhein zu kommen, erstens wie 1689, um malerische Ruinen zu schaffen, zweitens wie 1794, um die Herrschaften einzuziehen und unter den Hammer zu bringen.

In Coblenz steht eine der schönsten und ältesten romanischen Kirchen, und ich bin wohl kaum unbescheiden, wenn ich diese Castorkirche für schöner und interessanter erkläre als das mächtige Denkmal für Wilhelm I. am Deutschen Eck. Dieses Deutsche Eck eignete sich allerdings vortrefflich zu einem Denkmal: zwischen der hier mündenden Mosel und dem Rheine streckt sich eine spitze Landzunge vor, dem Ehrenbreitstein gegenüber. Darauf erhebt sich sehr wuchtig und imposant, beinahe schwer und plump, der gewaltige Unterbau, der eine theatralisch dekorative Reiterfigur, sammt einem voranschreitenden Engel oder Genius trägt. Obschon nicht ganz so banal und nach Tafelaufsatz schmeckend wie das Denkmal auf dem Niederwald, ist doch, hier wie dort, der herrliche Platz die Hauptsache: irgend ein Monument muß an einer solchen Stelle wirken, und beide Denkmäler dürften noch weit banaler und uninteressanter sein, ehe sie an so hervorragenden Orten direkt schlecht und effektlos wären.

Gleich in der Nähe dieses Kaiserdenkmals und der Castorkirche steht übrigens ein bescheidenes Denkmal, das bald seine Hundertjahrfeier begehen kann, und das für mich nicht nur in Coblenz, sondern auch weiterhin in der übrigen Welt, so ziemlich das amüsanteste Denkmal ist, das ich kenne. Dies ist der Castorbrunnen, dessen Hauptmerkwürdigkeit nicht die ist, daß er kein Wasser giebt, denn solche trockene Monumentalbrunnen giebt es auch sonst in der Welt noch vierlerlei. Nein, die Inschrift ist die Hauptsache: Der Brunnen wurde im Jahre 1812 errichtet, als das linke Rheinufer noch französisch war, und der voreilige Prefekt wollte in der Inschrift seinem sieggewohnten Kaiser, der soeben auf der Reise nach Rußland durch Coblenz gekommen war, ein Kompliment machen. Also ließ er einmeißeln: L'an 1812, memorable par la campagne de Russie! Anderthalb Jahre später standen russische Truppen in Coblenz; man schlug ihrem General vor, die freche Inschrift wegschlagen zu lassen, aber statt dessen ließ der russische Befehlshaber einfach die in französischen Aktenstücken bei der höheren Instanz gebräuchliche Formel darunter setzen, und die steht jetzt noch da: Vu et approuvé par le commandant russe! Gerne würde ich daraus folgern, daß nicht die Franzosen allein, sondern auch die Russen knappen Witz haben, aber der russische Kommandant war ein Graf von St. Priest, was nicht sehr russisch klingt, und der Zusatz zur Inschrift wurde nicht von ihm, sondern von einem geborenen Coblenzer erfunden, der unter dem Erzbischof von Trier, wie unter Napoleon und nachmals unter dem König von Preußen in der städtischen Verwaltung ein bescheidenes Amt bekleidete.

Uebrigens ist in dieser Gegend kein Mangel an französischen Denkmälern, von den Ruinen der im Jahre 1689 niedergebrannten Burgen ganz abgesehen. Neuwied gegenüber sieht man eine Art von Obelisk, worunter einst Hoche beigesetzt war, und dicht bei Coblenz selbst, auf dem rechten Moselufer, giebt es eine ganze Anzahl Franzosengräber, zum Theil aus den Zeiten der Republik, zum größten Theil von 1870, wo viele französische Gefangene in den hiesigen Lazarethen starben. Diese Gräber umgeben ein ähnliches Denkmal wie das von Neuwied, das dem Kameraden Hoches, dem General Marceau gesetzt worden ist.

Bei der Weiterfahrt kommen wir bald an dem Orte Capellen vorüber der von dem schon vor sechzig oder siebzig Jahren ausgebauten Schlosse Stolzenfels überragt wird.

Das war die gute alte Zeit. Ganz so gut, wie man gerne glauben möchte, ist sie aber doch wohl niemals gewesen, und schon in grauer Vorzeit gab es Mischer und Mascher. Johann Salmann, Präsident in St. Severs Kirche zu Boppard, dem hübschen kleinen Städtchen, an dem wir auf unserer Weiterfahrt rheinauf vorüberkommen, richtete am Dienstag nach Kreuzerhöhung im Jahre 1450 ein Dankschreiben an den Kurfürsten, woraus erstens hervorgeht, daß schon damals gepanscht wurde, und zweitens, daß das eine sehr gefährliche Sache war, indem der erwischte Panscher zum Scheiterhaufen geführt, sein Hab und Gut aber eingezogen wurde. Also heißt es in dem erwähnten Dokument: „Ich ..... thun kund, so als ich in Zeiten, wo Herr Jakob Erzbischof zu Rom war, von Seiner Gnaden Fiscal und Amtsleuten angetastet, gefangen und in Behältnisse gelegt worden bin, um daß ich mit dabei und angewest war und Steuer und Hülfe dozu gethan hatte, daß ein Faßbinder in Boppard Pulver in Wein gethan und die damit rechend und Farbe haltend gemacht; Damit ich mich schwerlich vergessen und sehr übel gethan han, so auch, daß man mich darum nach Landrecht hätte verbrennen mögen, und deßhalben alle meine Güter confiscieret und meinem gnädigen Herrn verfallen wuren."

In Boppard pflegten die Coblenzer anzuhalten und Mittag zu machen, wenn sie auf der Wallfahrt nach dem etwas weiter aufwärts am rechten Rheinufer gelegenen Kloster Bornhofen hier vorüberkamen.

Diese ganze Strecke der Rheingegend könnte man mit Anekdoten belegen, die alle von der frohen Harmlosigkeit ihrer Bewohner zeugen, aber da möchte es lange dauern, bis wir zum Ziele unserer Reise gelangten. Nur von dem Gründer der Anlagen auf dem Niederwald, dem Schöpfer der sagenumwobenen Zauberhöhle und des Aussichtsthurmes auf der Rossel muß ich noch etwas erzählen, wobei er allerdings nur eine passive Rolle gespielt hat. Aktiv mitzuwirken, wäre ihm schwer gefallen, sintemalen er schon todt war. Das war ein Graf von Ostein aus einem alten elsässischen Geschlecht. Er starb im Jahre 1809 in Aschaffenburg und seine Leiche zuerst den Main hinunter und dann auf einem kleinen Kahn, der an ein größeres Schiff angebunden war, rheinabwärts geschafft, um im Erbbegräbniß zu Geisenheim beigesetzt zu werden. Wahrscheinlich um sich i ihrer traurigen Beschäftigung etwas aufzuheitern, hatten die Schiffer einen schönen Vorrath Wein mitgenommen, und so bemerkten sie erst kurz vor Geisenheim, daß der Nachen mit dem Sarge verschwunden war. Eilends verankerten sie das Schiff und durchsuchten dann in kleinen Rudernachen nach allen Richtungen hin den Strom und seine Ufer. Inzwischen war der Todte in seinem Kahn wie ein alter Wikingerhäuptling den Rhein hinuntergetrieben, hatte sich aber zum Glück in einem Weidicht gefangen und wurde hier von den leidtragenden Schiffern nach langem Suchen aufgefunden. Von diesem letzten Grafen von Ostein kam der Niederwald an die Grafen von Bassenheim, bis er von Nassau gekauft und mit der ganzen Landschaft 1866 preußisch wurde. Wenn man sieht, wie jetzt die ganzen Rheinufer verprotzt und verschandelt werden, kann man sich nur freuen über dieses Schicksal, welches einen der schönsten Punkte am ganzen Rhein wenigstens gegen die modernen Burgenbauer und Drahtzaunzieher sichert

---

Wörtlich genommen.

Ehemann (spät heimgekommen): „Nun zanke nicht, Alte, — weißt du, ein guter Ehemann ist schwer zu finden."

Frau (bissig): „Stimmt! Ich muß immer erst ein Dutzend Kneipen absuchen, ehe ich dich finde."

Schwer zu beantworten.

Kleine Annie: „Du, Mama, wenn das Feuer ausgeht, wo geht es denn da hin?"

Mama (mit einem Seitenblick auf Papa): „Das weiß ich nicht, mein Kind. Du könntest mich ebensogut fragen, wo Papa hingeht, wenn er ausgeht, ohne daß ich dir eine gescheite Antwort geben könnte."

„Wie die Alten sungen . . . ."

Mama: Aber, Annchen, warum machst du denn so einen Höllenlärm? Du siehst doch, daß Bubi ganz ruhig sitzt.

Annchen: Ja, der muß ruhig sein; wir spielen Vater und Mutter, und Bubi ist Vater und kommt spät nach Hause, und ich bin du!

Realistisch.

Kritiker (zum Komponisten, der ihm seine neueste Symphonie „Die Alpenreise" vorspielt): „Wirklich sehr schön. Aber was ist denn das für eine Stelle, wo es einem so kalt dabei über den Buckel läuft?"

Komponist: „Das ist die Stelle, wo dem Wanderer die Hotelrechnung vorgelegt wird."

Wörtlich zu nehmen.

„Können Sie mir vielleicht sagen, wo das große Käsegeschäft von Meyer & Schulze ist?"

„Das ist hier geradeaus am Ende der Straße — gehen Sie nur immer der — Nase nach!"

Sänger (der sich gern in Kompliment zuziehen möchte): „Ich habe heute wirklich schlecht gesungen."

Dame: „Ei, warum haben Sie denn gesungen?"

Frau: „Du, Ede, ich brauche einen Tropfen Benzin, um deine Weste zu reinigen, und die Geschäfte sind schon geschlossen .... sieh doch zu, ob du nicht rasch in der Nähe ein Automobil stehlen kannst!"

Passende Marke.

Gast: „Weshalb führen Sie nur die Champagnermarke „Mumm"?"

Wirth: „Ja wissen Sie, bei mir wird Champagner nur von Studenten getrunken, und die kommen immer erst, wenn sie nur noch „Mumm" sagen können!"

Ja so.

„Gut, wenn Ihr schon die Dame, die ins Wasser gesprungen ist, wegen verbotenen Badens bestraft, warum auch den Herrn, der sie herausfischte?"

„Ja, hier ist auch das Fischen verboten!"

Ein schönes Verschen.

Auf einer Bank im Sachsenland
Einst dieses schöneVerschen stand:
Gener alleene —
Des is nich scheene;
Aber Gener mit Gene —
Und denn alleene!
Des is Sie fähre scheene!

Das sagt alles.

Ella: „Georg wollte gestern Abend durchaus wissen, ob die Rosen auf deinen Wangen auch echt seien."

Hedda: „Nun, was sagtest du?"

Ella: „Gar nichts, ich zuckte nur die Achseln."

Neuestes.

Kindermann: „Haben Hoheit schon gehört, daß nun auch die Behringstraße untertunnelt werden soll?"

Serenissimus: „Sehr fatal, da muß doch wieder das ganze Straßenpflaster aufgerissen werden!"

Beleidigt.

Er: „Zu meinem vollkommenen Glück fehlt mir nur noch etwas."

Sie: „Und das wäre?"

Er: „Sie, mein Fräulein!"

Sie: „Aber erlauben Sie mal, Sie halten mich nur für etwas?"

Guter Rath.

„Mei Isidorche möchte gern Konditor werden, aber ich ferchte, er wird zu viel Schaden machen, und immer von de guten Sachen naschen."

„Dann geben Sie ihn doch in ein Seifengeschäft in die Lehre."

Pädagogisches.

Kürzlich beobachtete ich, wie zwei Jungens, von denen der eine eine bunte, brennende Papierlaterne trug, diese einer sich heftig sträubenden Katze umzuhängen versuchten.

„Na, wartet nur, — Jungens —" rief ich, — „Ihr werdet der Katze noch den Schwanz anzünden!" Da wandte sich der eine Schlingel zu dem andern um und bemerkte, listig lächelnd: „Du, — weeste, Franz, — det wär 'ne Idee!"

Wer den Schaden hat . . .

Meine Frau behauptet unterwegs auf einmal, sie habe die Hutschachtel in der Droschke, die wir eben benutzt hatten, liegen lassen. Also laufe ich der Droschke nach und rufe dem Kutscher zu: „Ist die Schachtel noch im Wagen?"

„Nee", brüllt er zurück, „die Dame ist ja mit Ihnen ausjestiegen!"

Der wahre Grund.

Frau Schreckhahn (gefürchtete Klatschbase): „Nein, die Meyer's sind doch zu liebe Leute. Wie ich mich heute nach einem längeren Besuch verabschiedete, kam die ganze Familie bis zur Treppe mit mir mit."

Frau Scharf: „Ja, ja, bei Meyer's sind neulich ein paar Regenschirme vom Entree weggekommen?!"